



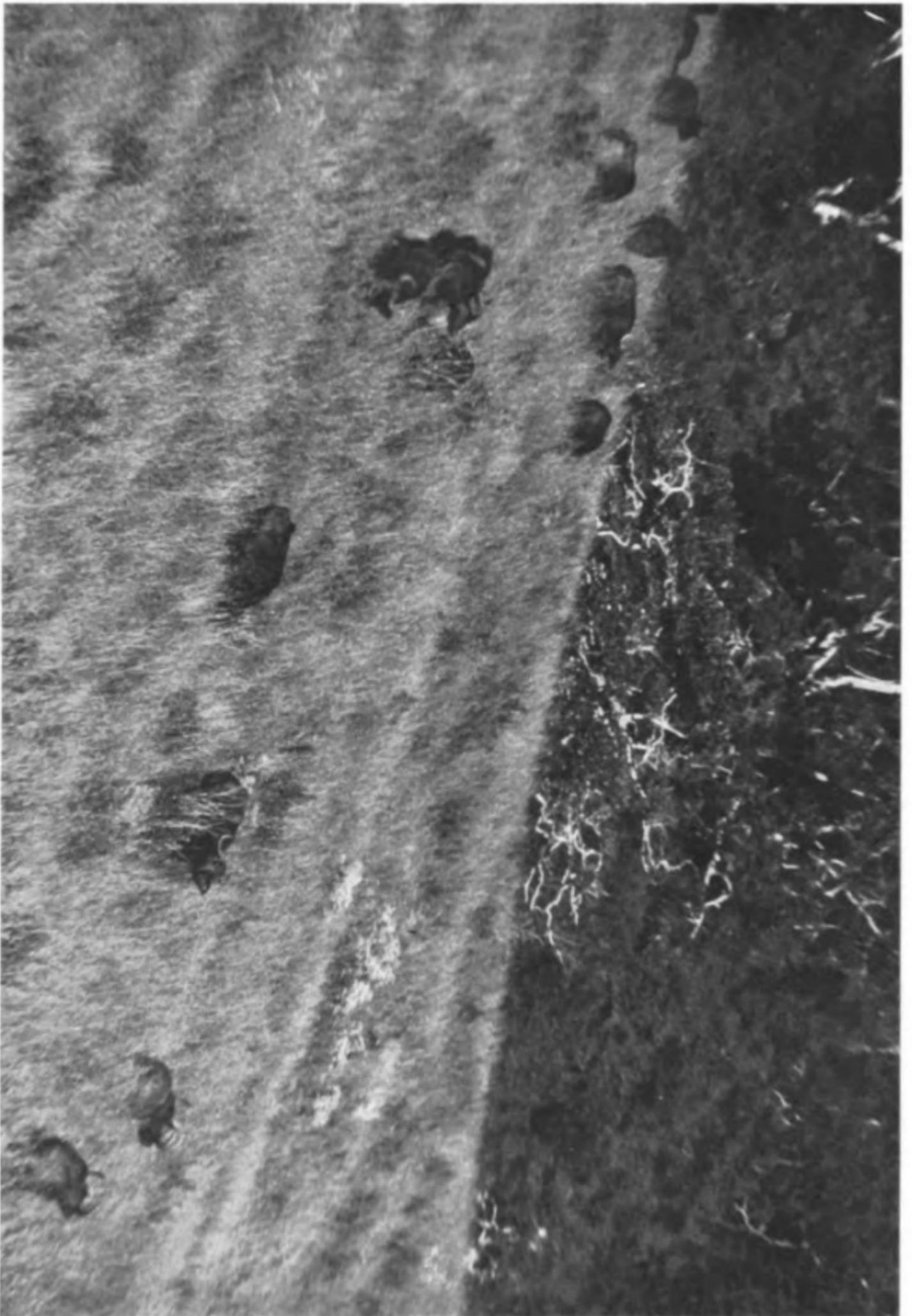
Copyright in the U. S. A. by A. R. Dunmore

Angreifendes Nashorn. — „Ich stellte die Kamera auf das Tier ein, gerade als es gegen meinen Begleiter losfuhr, hinter dem der Maffai und die beiden zu Tode erschrockenen Jägerjungen standen . . . Nun wandte sich das Tier gegen mich . . . Zu meinem Glücke hatte der Maffai mit bewundernswürdiger Kaltblütigkeit seinen Speer dem Dickhäuter in die Seite gestoßen.“



Copyright in the U. S. A. by A. R. Dugmore

Büffelherde. — Teleaufnahme auf 110 m. — „Nicht zweihundert Meter von mir entfernt gewahrte ich eine Herde von 28 riesigen Büffeln, die gemächlich im hohen Grafe weideten, nicht ahnend, daß Menschen sie so nahe belaußten.“



Copyright in the U. S. A. by A. R. Dugmore

„Das Geräusch des Kamera-Verchlusses verriet mich den Tieren im Nu. Ich wagte mir nicht auszubedenken, daß ihnen in den Sinn kommen könnte, mich anzugreifen. Die Aufnahme machte ich, als gerade einer der großen Bullen ein lautes Brüllen ertönen ließ.“

Viertes Kapitel.

Vom Donya Sabuf zu der Nata-Ebene: Interessante Erfahrungen mit Löwen. Photographieren von Nashörnern und anderen Tieren bei Tageslicht und mit Blitzlicht.

Am 5. März verließen wir den Donya Sabuf, ohne noch einmal Gelegenheit zu haben, Büffel zu photographieren. Wir hielten uns in südöstlicher Richtung und strebten auf einem sehr verschlungenen Wakamba-Pfade der Nata-Ebene zu. Bis zum Athi-Fluß war das Land mehr oder weniger hügelig und sehr trocken. Es war das übliche parkähnliche Land, wie man es in Britisch-Ostafrika gewöhnlich trifft, niedriges Gras, kaum ein wenig Unterholz und schwach verteilter Dornenbusch. Der köstliche Wohlgeruch der cremefarbenen Blüten dieser Bäume erfüllte die Luft und erinnerte uns lebhaft an einen in voller Blüte stehenden nördlichen Obstgarten. Wir sahen kein Wild irgendwelcher Art, mit Ausnahme einer kleinen Herde von Impala und einigen Hartebeest und wir trafen kaum einige Eingeborene an, außer denjenigen in den zwei kleinen von uns berührten Dörfern.

Diese Dörfer, mit ihren kleinen, sehr anspruchslosen Grassütten, gehörten dem Wakambastamm an, einem ruhigen Volke, das sich vorwiegend durch seine Ziegen und Viehherden ernährt. Sie empfingen uns äußerst freundlich, gaben unseren Trägern einen Trunk saurer Milch und drückten uns ihre Freude über den Besuch weißer Leute aus. Wir fanden die Frauen beim Sieben eines feinen Hirse ähnlichen Samens, der außer Mais und Milch eines ihrer Hauptnahrungsmittel ist. Die meisten Männer waren mit der Anfertigung von großen, etwa zwei Meter im Durchmesser messenden Körben beschäftigt, in denen sie ihr Getreide aufbewahren. Einen alten Mann trafen wir bei der Herstellung eines Bogens; hierbei war es interessant zu sehen, mit welcher Geschicklichkeit er ein beilförmiges Handwerkszeug handhabte. Die Männer tragen vorwiegend Pfeil und Bogen. Ob sie aber in deren Gebrauch besonders geschickt sind, konnten wir leider nicht feststellen. Die Wakambaleute haben die sonderbare Gewohnheit, ihre Vorderzähne zu feinen Spitzen abzufeilen. Manche ziehen sogar einige heraus und stecken an ihre Stelle scharf zugespitzte, aus Nilpferdzähnen hergestellte Zähne. Sie sind im allgemeinen keine schöne Rasse und ziemlich klein. Ihre Farbe ist im Durchschnitt kohlschwarz, im Gegensatz zu der schönen, tiefbraunen Kupferfarbe, die man so oft an ihren nördlichen Vettern, den Wa-Kikuyu, bewundert.

Wir lagerten in der Nacht an den Ufern des Athi-Flusses und verfolgten am nächsten Morgen unseren Weg nach der Nata-Ebene, indem wir mehrere Kilometer dem Flusse entlang marschierten, um uns dann ostwärts zu wenden. Nach Verlassen des Athi traten wir fast unmittelbar in die Nata-Ebene ein. Diese Ebene, die einen ungeheuren Flächenraum zwischen dem Athi und

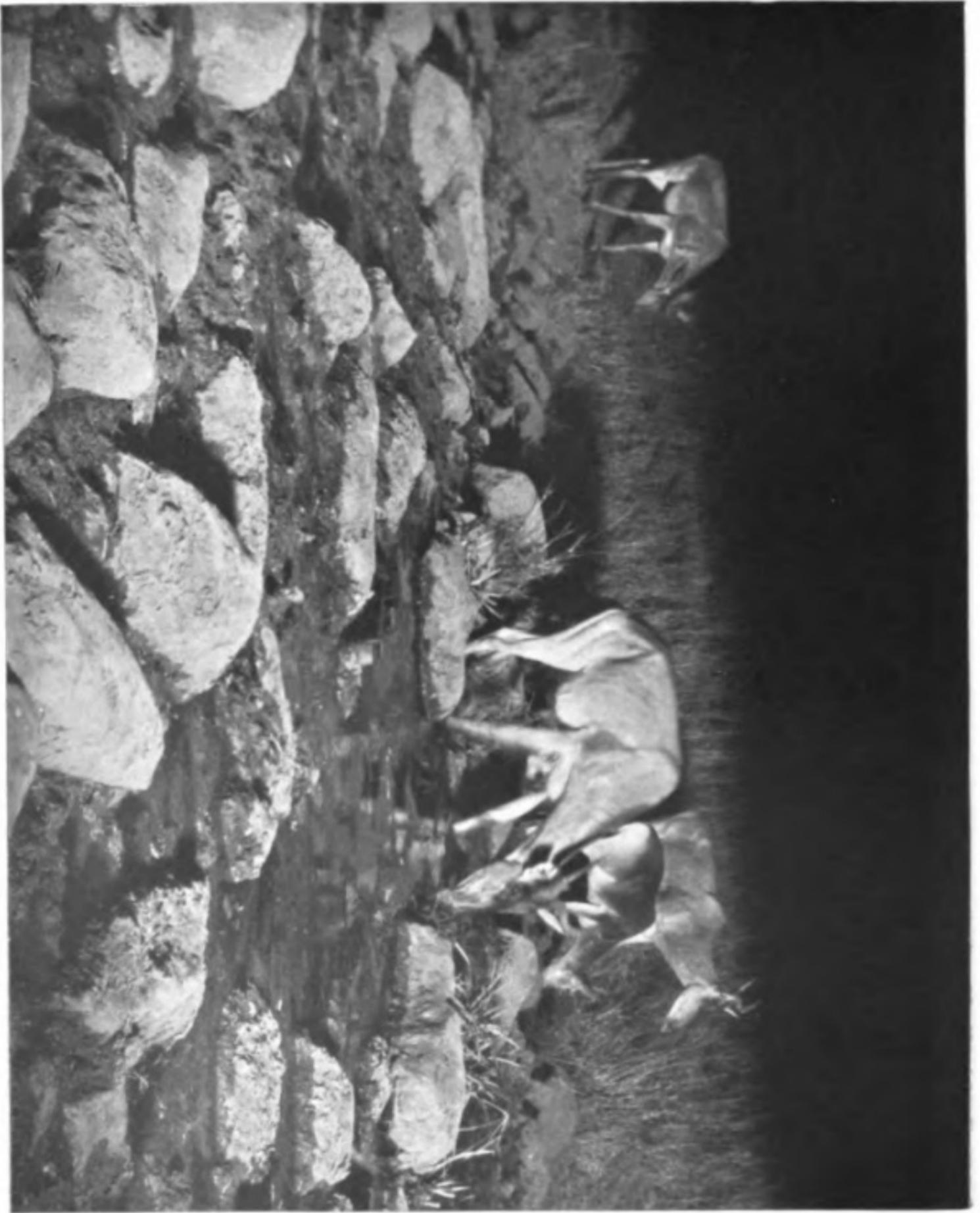


Copyright in the U. S. A. by A. R. Dugmore

Ruhende Büffel im dichten Busch. — Teleaufnahme bei schwindendem Sonnenlicht.

„Wir erkannten sie als ein kleines Rudel Gartebeest . . . Sie näherten sich mit größter Vorsicht, indem sie alle paar Schritte sicherten . . . Als schließlich nach einer vollen Stunde die Tiere an das Wasser traten, drückte ich fast unwillkürlich auf den Knopf, und ehe die Tiere Zeit hatten, sich zu bewegen, waren zwei Aufnahmen gemacht.“

Copyright in the U. S. A. by A. R. Dugmore





Copyright in the U. S. A. by A. R. Dugmore

Blickaufnahme von Capra hircus.



Blicktaufnahme von Gotes Gartebeck an einer Wasserstelle in der Mata-Ebene.

Copyright in the U. S. A. by A. R. DuRoiere

dem Tivaflusse einnimmt, ist im ganzen baumlos, mit Ausnahme von einigen Wassergräben. An gewissen Stellen ist der Boden steinig, der größere Teil aber besteht, wie das meiste von uns berührte offene Land, aus sehr bröckeliger schwarzer Erde mit kärglicher Vegetation. Wasser trifft man selten in dieser Gegend, außer während der Regenzeit. In der übrigen Zeit trocknen die Wasserlöcher und kleinen Bäche völlig aus. Inbetreff des Wildes fanden wir uns außerordentlich enttäuscht. Einige Zebras, Hartebeest, Impala, Strauße und eine kleine Herde von Elenantilopen, das war alles, was wir während des ersten Tages sahen. Rings um die Wasserlöcher, in deren Nähe wir lagerten, waren ziemlich gute Spuren von Tieren zu sehen und, da unser Führer erklärte, daß innerhalb 6 Stunden Marsches kein Wasser wieder zu finden sei, hielten wir hier das Gelingen von nächtlichen Blitzlichtaufnahmen für wahrscheinlich. Demgemäß stellten wir die photographischen Apparate neben dem Wasser auf, freilich um dieselbe Enttäuschung wie bei früheren Gelegenheiten zu erleben, wo die aufgespannten Verschlusschnuren durch zum Wasser fliegende Nachtvögel ausgelöst wurden. Dies nötigte uns schließlich dazu, jeden weiteren Gedanken an automatische Blitzlichtaufnahmen an Wasserstellen gänzlich aufzugeben und zu der mehrversprechenden und wie sich herausstellte ungleich interessanteren Methode überzugehen, bei den Apparaten während der Nacht zu wachen und sie aus der Entfernung, sobald die Tiere an dem gewünschten Platze und in der günstigsten Stellung waren, auszulösen. Der große Uebelstand bei dieser Arbeitsweise ist — wenn man in der Zeit beschränkt ist — der, daß man die ganze Nacht wach sein muß und infolgedessen an Arbeitsfähigkeit während der Tageszeit einbüßt.

Es ist unbedingt notwendig, den Schlaf so reichlich als möglich zu bemessen, weil im tropischen Afrika, wie in allen heißen Ländern, die körperliche Kraft schon wegen Vermeidung von Krankheiten auf ihrer vollen Höhe aufrecht erhalten werden muß. Der menschliche Körper ist mit normaler Kraft selbstverständlich gegen das Fieber mehr immun, als ein solcher in überanstrengtem Zustande. Hat das Fieber einmal den Weißen ergriffen, so ist seine Arbeitskraft ganz bedenklich geschwächt. Ferner ist zu beachten, daß der Aufenthalt in den Hochregionen von Britisch-Ostafrika die Nerven stark angreift und es ist gerade bei der Jagd auf schweres Wild, ob mit Kamera oder Gewehr, im höchsten Grade wünschenswert, daß die Nerven in gutem Zustande erhalten werden. Das beste Mittel hierfür ist reichlicher Schlaf und körperliche Ausarbeitung, nicht zu vergessen auch, daß der Alkoholgenuß auf das Geringste zu beschränken ist.

Es ist leicht begreiflich, welchen faszinierenden Reiz die Blitzlichtarbeit für jemanden hat, der sich mit Tieren der Wildnis beschäftigt. Kein Zweig photographischer Tätigkeit bietet mehr Anlaß zu Vergnügen und Anregung. Ob die Einrichtung, die man anwendet, automatisch ist, so daß die Tiere sich selbst photographieren, oder ob man sie an der Wasserstelle oder am Wechsel anbringt und die Kamera und die Blitzlampe im geeigneten Augenblicke selbst auslöst — man kann sich von dem Reize solchen Sportes kaum eine Vorstellung machen, wenn man nicht selbst Erfahrungen darin gemacht hat. Von den Tieren selbst ganz abgesehen, ist es so eigenartig, eine geheimnisvolle Nacht draußen zu verbringen, wenn die große Welt scheinbar in tiefem Schlummer liegt, — scheinbar, denn gerade beim Schwinden des Tageslichtes

erwacht so manches Getier erst zu Leben und zur Tätigkeit. Alle Tiere sollen dem photographischen Jäger eine Beute werden und auch hier wieder zeigt sich sportlich das Photographieren dem Schießsport überlegen. Gerade in Ostafrika sind die Möglichkeiten für Blitzlichtaufnahmen fast unbegrenzt, die Umstände sind außerordentlich günstig und die Verschiedenartigkeit des Tierlebens übertrifft alle Erwartungen. Nie kann man sagen, was sich der Kamera bieten wird: der feige Schakal, der so leise dahinschleicht, daß seine Nähe selten bemerkt wird, das mächtige Nashorn, dessen troziges Schnauben den Wächter im Zweifel darüber läßt, ob er in seiner Neugier etwa zu waghalsig war, das herrliche Zebra, dessen schön gezeichnetes Kleid der Kamera immer ein erwünschtes Objekt ist, oder schließlich der unhörbar schleichende König der Tiere, der ohne Warnungszeichen verstoßen sich nähert und dessen Gebrüll unser Blut erstarren läßt, wenn er, wütend über die plötzliche Störung, sich zurückzieht. Die Wahl des richtigen Platzes ist für die Blitzlichtphotographie natürlich große Hauptsache. Es muß den Tieren schon eine ausgesprochene Anziehung geboten werden, sonst werden sie den Apparaten niemals nahe kommen, denn selbst bei peinlichster Vorsicht wird immer etwas vorhanden sein, was den scheuen Bildnisbewohnern die Anwesenheit des Menschen verrät. Sie werden an Stellen besonders argwöhnisch sein, die kurz vorher von Menschen besucht wurden. Deshalb bietet ein Wasserloch, das ja die Tiere am meisten anzieht, das beste Feld für unsere Tätigkeit, während Fleischfresser auch von einem Tierkadaver, zumal wenn von einem Tiere selbst erlegt, mit vieler Wahrscheinlichkeit angelockt werden.

Wenn man in einer Gegend arbeitet, wo Löwen und andere

reifende Tiere den Sportsmann fortwährend bedrohen, muß man zunächst sein eigenes Leben mit allem Vorbedacht vor etwaiger Gefahr schützen; bei der Blitzlichtwache muß man sich infolgedessen zunächst ein wohlgeschütztes Dornenbuschversteck herrichten. Ein solches bauten wir uns aus starken Pfählen und bedeckten das Ganze außer an der Öffnung mit Dornenreisig. Eine Öffnung muß man immer frei lassen, denn es kann vorkommen, daß man plötzlich gezwungen ist, herauszutreten, falls das Blitzlicht das trockne Gras entzünden sollte. Freilich kann diese Öffnung im Falle des Angriffs eines Löwens verhängnisvoll werden, da wir aber unsere Schußwaffe zu sofortigem Gebrauche bereit hatten, fühlten wir uns auf unserem Beobachtungsposten immer ziemlich sicher. Von größter Wichtigkeit bei Blitzlichtaufnahmen ist unbedingte Ruhe, die Vermeidung jeden Geräusches ist unerlässlich. Um solches zu erreichen, sollte man sich's möglichst bequem machen. Dann wird man auch in einem kritischen Augenblicke nicht nötig haben, sich zu bewegen. Wie oft ereignet es sich, daß ein Tier, nur ein paar Meter entfernt, aufmerksam horcht, während man von seiner Gegenwart keine Ahnung hat. Das leiseste Geräusch würde unsere Gegenwart verraten und das Tier verscheuchen. Wir schichteten gewöhnlich eine dicke Lage von Gras auf und bedeckten diese mit einer schweren Decke. Auf einem solchen Lager konnten wir geringe Bewegungen ohne jedes Geräusch ausführen.

Am Abende unseres ersten Versuches machten wir vor Eintritt der Dunkelheit alles in unserem Ansehe fertig. Jedes Ding wurde so untergebracht, daß man es sofort bei Bedarf erreichen konnte und so waren wir nach Sonnenuntergang auf unsere erste Nachtwache völlig vorbereitet. Was für eine herrliche Nacht war



Copyright in the U. S. A. by A. R. Dugmore

Diese gefleckte Hyäne verscheuchte einige Hartebeest von der Wasserstelle, im Hintergrunde sind letztere noch schwach zu sehen. — Blitzlichtaufnahme.



Copyright in the U. S. A. by A. R. Dugmore

Rasborn, sidernö. — Deleaufnahme. — „Anstatt direkt auf uns loszufeuern, wandte es sich seitwärts, so daß ich mich vorsichtig auf etwa 35 m nähern konnte. So erhielt ich eine volle gute Seitenaufnahme.“

es! Kein Lüftchen regte sich, der Vollmond erhellte mit seinem weißen Lichte die tropische Landschaft. Schier unheimlich und überwältigend wirkte die Ruhe, eine Ruhe wie ich sie vorher nur in den Winternächten in nördlichen Wäldern, wo tiefer Schnee jedes Geräusch erstickt, erlebt habe. Nicht einmal das Summen nächtlicher Insekten war zu vernehmen. In diese friedliche Stille drangen zuweilen aus weiter Entfernung Laute an unser Ohr wie das eigentümliche Bellen des Zebra, das Geheul einer Hyäne oder das dröhnende Brüllen eines Löwen. Unsere geringsten Bewegungen klangen uns noch erschreckend laut; wir fürchteten selbst, daß das Geräusch unseres Atmens den scharfen Ohren der Tiere vernehmbar sein könnte. Stundenlang hatten wir so ohne Erfolg gewartet, bis wir etwa um 9 Uhr Laute herannahender Tritte unterschieden. Sie zu deuten, war uns fürs erste unmöglich. Umsonst strengten wir unsere Augen an, bis einige unbestimmte Umrisse Gestalt anzunehmen schienen. Wir erkannten sie als ein kleines Rudel Cokesche Hartbeest. Zwar keine seltenen Tiere, aber für uns spannend genug, sie näher und näher kommen zu sehen. Sie kamen nicht direkt auf die Wasserstelle zu, obgleich sie wohl durstig sein mochten, sondern näherten sich mit größter Vorsicht, indem sie alle paar Schritte sicherten und die Umgebung des Tümpels untersuchten. Welcher Feind konnte sich wohl in den tiefen Schatten der Felsen verborgen halten. Jeder Hügel, jeder Grasbüschel konnte ein Löwe oder Leopard sein, fertig zum tödlichen Ansprung. Ein Tier der Wildnis, um sein Leben besorgt, muß langsam vorgehen, wenn es nicht weiß, was vor ihm ist, deshalb kamen die Hartbeest mit einem Zögern heran, das uns Tantalusqualen auferlegte. Plötzlich löste sich ein Tier von der Herde und kam dicht an das Wasser,

ein Frosch oder ein Vogel im oder nahe dem Wasser verschreckte es und zugleich die anderen Tiere mit. Das wiederholte sich wieder und wieder und hielt uns in atemloser Spannung. Jedesmal fürchteten wir, daß die Tiere nicht zurückkehren würden. Eine volle Stunde hielt ich den elektrischen Auslöser in der Hand, jeden Augenblick bereit, die Blitzlampe auszulösen.

Als schließlich die Tiere, scheinbar in Sicherheit gewiegt, an das Wasser traten und unmittelbar vor den beiden Kameras anfangen zu trinken, drückte ich fast unwillkürlich auf den Knopf. Ein blauweißer Blitz erhellte die Szene und ehe noch die Tiere Zeit hatten, sich zu bewegen, waren zwei Aufnahmen gemacht. Sofort stob die erschreckte Herde auseinander, geblendet durch das grelle Licht und verwirrt durch den Knall, der mit unheimlicher Gewalt die Stille der Nacht unterbrach. Unseres Erfolges waren wir sicher, denn wir konnten mit Bestimmtheit erwarten, daß die Bilder zufriedenstellend ausfallen würden.

Es konnten vielleicht noch andere Tiere zur Tränke kommen, denn die Nacht war noch jung. Mit Laterne und Gewehr bewaffnet, gingen wir also zu den Apparaten, wechselten die Platten, spannten die Blitzlampe und kehrten in unser Versteck zurück, um der Dinge zu harren, die noch kommen sollten. Kaum eine Stunde war vergangen, als wir von Ferne Fußtritte und ein Rascheln im Grase vernahmen. Ohne Zweifel waren es diesmal Zebras, denn nur diese treten so geräuschvoll auf. Wir hofften sehr, daß unsere Vermutung sich erfüllen würde, denn nur zu begierig war ich, von diesen Tieren Blitzlichtaufnahmen zu erlangen. Sie ließen uns auch wirklich nicht lange in Zweifel und wurden hinter uns, als sie den Hügel herabkamen, hörbar.

Ohne Zögern kamen sie heran, bis sie nur 40 Meter von uns entfernt waren. Es waren wirklich Zebras, eine Herde von etwa 130 Stück dieser schön gestreiften Geschöpfe. Einen herrlichen Anblick bot ihr buntes gleißendes Fell in dem hellen Mondlicht. Bald glänzte das Licht hell auf ihren Rücken und ließ alle Einzelheiten deutlich erkennen, dann wieder, wenn die Tiere sich drehten, verschwammen ihre Körper in dem unbestimmten Grau der Landschaft. Zuweilen waren nur die dunkeln Nasen sichtbar. Nie habe ich ein ergreifenderes Bild von Tieren in der Wildnis gesehen als dieses. Mehr wie ein Traum erschien es mir, als wie die Wirklichkeit. Welch ein Triumph müßte es sein, eine solche Szene in ihrer ganzen Zartheit von Tonabstufung und Farbe photographieren zu können. Aber solche Bilder sind nur in der Natur selbst zu sehen, weder Kamera noch Pinsel können die Wunder der Mondnacht mit ihren geheimnisvollen, namenlosen Farben wiedergeben. Die Hartbeest hatten wir für schon gehalten, um so mehr schienen das die Zebras zu sein, denn mehr als fünf Stunden stellten sie unsere Geduld auf die Probe. Zuweilen näherte sich die Herde auf 40 bis 30 Meter der Wasserstelle und stuchte eine Weile, dann trennte sich ein einzelnes, mutigeres Tier von der Gruppe und ging einige Schritte vor, hielt aber wieder, von unbestimmter Angst ergriffen. Dann wieder ermannte ein anderes Tier sich zu langsamem Vorgehen, als es sich aber allein sah, sank sein Mut und im Anblick der unbestimmbaren Schatten an der ersehnten Wasserstelle stürzte es mit nervöser Hast zu seinen Gefährten zurück und alles verschwand für längere Zeit. Wie eine Menge Knaben nahm sich die Gesellschaft aus, die alle versuchten, eine kühne Tat zu vollbringen, indem einer den anderen aufwerte, etwas zu tun,

was er sich selbst nicht wagte. Wir konnten uns nicht denken, was wohl die Tiere so auffallend argwöhnisch gemacht hatte. Vielleicht waren die Apparate nicht sorgfältig genug verborgen, oder hatten sie von uns Witterung bekommen? Daß sie unter gewöhnlichen Umständen fünf Stunden zögern würden, um zur Tränke zu gehen, war kaum anzunehmen; was immer auch die Ursache ihrer Scheu sein mochte, sie bestimmte sie schließlich, das Wasser ganz zu meiden und so verschwand die ganze Herde im schwachen Lichte des dämmernden Morgens.

Die folgende Nacht sah uns wieder auf unserem Posten. Die Kameras wurden noch besser durch Schilf verborgen, die elektrische Leitung wurde geprüft und alles schien in bester Ordnung zu sein, als wir uns niederließen, begierig auf unseren spannenden Nachtsport. Gegen Mitternacht erschien wieder eine Herde Zebrawild. Die Tiere liefen herum, sicherten um den Platz und verschwanden, ohne ihren Durst zu stillen. Später kam ein Rudel Hartebeest auf den Plan. Zum Unterschiede von den gestrigen, gingen diese ohne Zögern vor. Ein Tier kam allein vor und fing nach kurzem Sichern an zu trinken. Die anderen folgten sofort seinem Beispiele. Sie waren in bester Stellung für die Aufnahme, ich löste also aus, in voller Erwartung, wieder ein gutes Bild zu erlangen. Zu meiner großen Enttäuschung zündete der Blitz nicht und die Tiere wurden durch das Geräusch des Verschlusses verjagt. Als wir herausgetreten waren, fanden wir alles so, wie wir es geprüft hatten, konnten uns infolgedessen die Ursache des Versagens nicht erklären. Scheinbar war etwas an der Leitung in Unordnung, denn mit beiden Kameras im Kontakt löste die Blitzlampe nicht aus. Wir schlossen also nur eine Kamera

an und kehrten etwas entmutigt in unseren Ansig zurück, um die nächsten Gäste, wer sie auch seien, zu erwarten.

Der Himmel hatte sich inzwischen bedeckt, wir durften mithin nicht länger die Szenerie in dem herrlichen Mondlichte vor uns beobachten. Eine Stunde vor Tag, als das Land noch völlig in Finsternis gehüllt war, hörte ich, daß ein Tier mit der Zunge Wasser trank. Welcher Gattung es war, konnte ich nicht sagen, es war aber weder eine Antilope noch ein Zebra, denn diese trinken wie die Pferde, fast ohne Geräusch. Eine Hyäne könnte es sein, oder vielleicht ein Löwe, denn mehrere Male während der Nacht hatten wir aus der Ferne seinen Ruf gehört. Der beste Weg es zu erfahren, war eine Aufnahme, ich löste also aus. Der Blitz leuchtete und das Tier war verschwunden. Mein Ärger kann besser gedacht als beschrieben werden, als ich beim Nachsehen der Kamera fand, daß ich den Kassettenschieber nicht aufgezo-gen hatte! Unverzeihliche Unaufmerksamkeit war es zweifellos. Aber, wenn man in dunkler Nacht beim Brüllen des Löwen an Apparaten draußen zu tun hat, kann einige Hast im Bedienen der nicht allzu einfachen Blitzlichteinrichtung wohl begreiflich sein! Es gibt in der Tat beim Aufnehmen von Tieren recht viele Gelegenheiten, Fehler zu begehen. Man mag vorher noch so sorgfältig alles bedacht haben, schließlich im kritischen Augenblicke zeigt sich's, daß man eine wichtige Einzelheit außer acht ließ. Über dem Blitzlicht schien ein Unstern zu walten. Oft prüften wir es vorher nach jeder Richtung mit gutem Erfolg, dann, nach stundenlangem oder nächtelangem Warten, als schließlich ein Objekt in seinem Bereiche war, versagte das vermaledeite Ding. Wenn sie funktioniert, ist die elektrische Zündung entschieden die beste aller Methoden, da sie

geräuschlos und sofort wirkt, leider ist sie aber — eine unangenehme Zugabe — recht empfindlich, wenn die Apparate auf einer Tropenreise nicht gerade immer sanft behandelt, sondern verb herumgeworfen werden. Es wäre zu wünschen, einen Blitzlichtapparat zu bauen, der einfach und sicher arbeitet und leicht genug für Geländearbeit wäre. Mechanische Auslösungen arbeiten fast alle geräuschvoll, sie wirken auch nicht schnell genug, deshalb können mit diesen nicht mehrere Kameras auf einmal zugleich ausgelöst werden.

In einer Nacht beobachteten wir gespannt das sonderbare Benehmen einer alten Hartebeestkuh. Sie kam mit ihrem etwa einjährigen Kalb und begann nach sorgfältigem Sichern zu trinken. Das Kalb war bald befriedigt und zog sich von der Szene zurück, die Kuh aber trank in Zwischenräumen während voller zwei Stunden. Während dieser Zeit erschienen mehrere andere Hartebeest, die unverträgliche Kuh aber trieb sie immer zurück, wenn sie sich dem Wasser näherten. Welchen Grund sie haben mochte, den anderen Tieren das Wasser nicht zu gönnen, war mir unerklärlich, denn sie hatte sicher mehr getrunken als sie brauchte. Auch ein Rudel Zebras, die zur Tränke wollten, litt sie nicht. Schließlich wurde sie durch einen plötzlich auftauchenden Schakal erschreckt und war dann nicht mehr zu sehen.

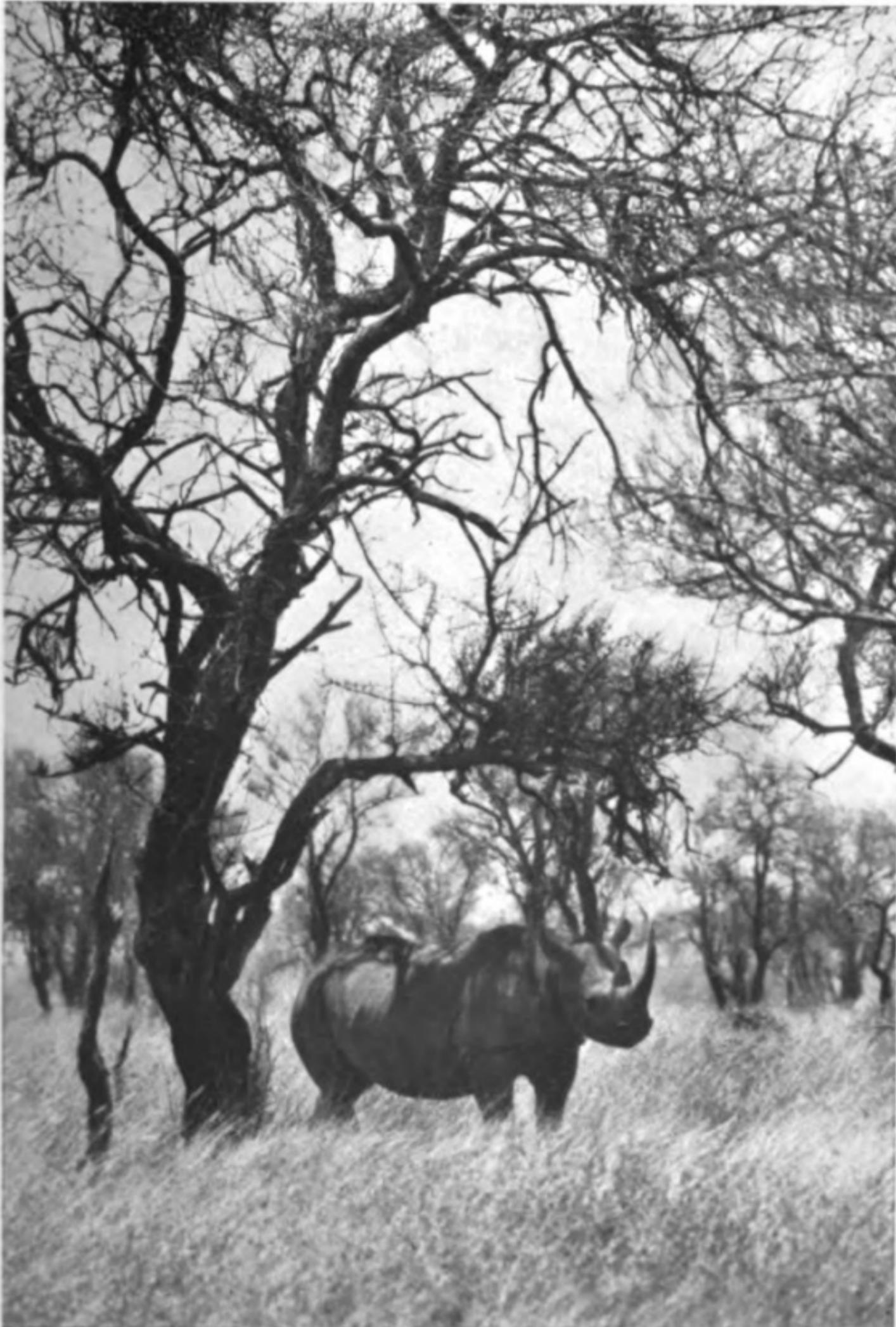
In jener Nacht konnte ich später vier Stück Hartebeestwild photographieren, die mit wenig Zögern herankamen. Mehrere andere Nächte saßen wir noch an der Wasserstelle auf Posten, ohne besonders befriedigende Ergebnisse, denn die Tiere zeigten sich jetzt auffallend scheu. Als wir aber wieder in unserem Versteck lauerten und eine Herde Hartebeest aufmerksam sichernd sich näherte, sahen

wir diese plötzlich stuzen und in großer Bestürzung davonjagen, gerade als sie am Wasser anlangten. Die Ursache ihres Schreckens erschien bald darauf in Gestalt einer gefleckten Hyäne, die leise wie ein Geist gekommen war. Schon die Nähe des Tieres hatte die Hartbeest verschreckt, ohne daß sie es erkannt haben konnten. Sie hätten gar keine Ursache zum Entfliehen gehabt, denn die verachtete Hyäne greift fast nie ein Tier an, wenn es nicht wund ist, sie lungert umher wie der Dieb und begnügt sich mit der Rolle des Abdeckers. Nichts ist ihr für ihre Nahrung zu ekelhaft, Fleisch im letzten Stadium der Verwesung, Aas scheint sie mit Vorliebe zu verzehren. Auch Menschenfleisch scheint ihr zu munden und sie greift zuweilen Kinder an, doch zieht sie tote oder sterbende vor. Sie vertritt hier die Stelle des Totengräbers. Bei den meisten Negerstämmen in Ostafrika findet man die Sitte der Totenbestattung nur ganz selten. Die einzigen, denen man ein Begräbnis zuteil werden läßt, sind alte Leute, die ihre Zähne verloren haben, Mütter sehr großer Familien und Häuptlinge. Bei vielen Stämmen ist der Glaube verbreitet, daß es Unglück bedeutet, wenn ein Mensch in der Hütte stirbt. Man pflegt deshalb Kranke, deren Ende bevorsteht, herauszutragen und — wenn möglich — unter einen Baum zu legen, entfernt vom Dorfe, wo dann die Hyänen über sie herfallen und dem Volke ersparen, den Todeskampf der Sterbenden mit anzusehen. Es ist sonderbar, daß die Hyänen so elende Feiglinge sind. Offenbar kennen sie ihre eigene Stärke nicht, ist es doch erwiesen, daß sie mit der Kraft ihrer Kinnbackenmuskeln jeden Knochen, den ihr Rachen faßt, zermalmen können. Dennoch und im Unterschiede zu den reißenden Tieren der Wildnis werden sie eher verhungern als ein lebendes Geschöpf anfallen. Die Hyäne,

die die Hartebeest verschreckt hatte, war selbst so erschrocken, daß sie zuerst davonschlich. Sie kam aber nach einigen Minuten wieder und als sie unentschlossen vor dem Wassertümpel stand, entlud ich die Blitzlampe und erlangte zwei Aufnahmen. Auf dem Bilde sind im Hintergrunde noch die abziehenden Hartebeest in schwachen Umrissen sichtbar.

Wir waren etwas verwundert, daß keine Löwen das Wasser aufsuchten, denn es war nur zu sicher, daß sich in der Nachbarschaft viele aufhielten. Jede Nacht hörten wir ihr Brüllen und unsere Leute hatten beim Feuerholzsammeln auch bereits mehrere gesehen. Der Löwe pflegt bald nach seiner Mahlzeit Wasser zu trinken. Warum wir trotzdem noch keinen hier von unserem Platze aus gesehen, konnten wir nicht recht begreifen. Es mußte, entgegen der Aussage unseres Führers, dennoch eine andere Wasserstelle in der Nähe sein. Eines Morgens endlich, während wir nach einer durchwachten Nacht uns in wohlverdientem Schlummer befanden, wurden wir durch das Zauberwort „Simba“ (Suaheliwort für Löwe) erweckt. Unsere Leute hatten auf der Holzsuche gar nicht weit entfernt in einem kleinen Graben zwei Löwen gesehen. Ohne viel zu fragen, schlüpfen wir in die Kleider und eilten in Richtung auf den Graben los, mit Gewehr und Kamera bewaffnet. Fast unsere gesamte Mannschaft folgte uns. Mein Versprechen einer Belohnung für den Nachweis von Löwen, die geschossen oder photographiert werden könnten, schien zu wirken. Mein Begleiter war ebenso wie ich begierig, eines Löwen Fell zu erbeuten, wir gingen der nahen Erfüllung unserer Wünsche daher mit großer Spannung entgegen.

An der Stelle angelangt, wo die Löwen gesehen worden



Copyright in the U. S. A. by A. R. Dugmore

Nashorn. — Mit Einzellinse aufgenommen, stark vergrößert.



Copyright in the U. S. A. by A. R. Dugmore

„Beim Geräusch des Verschlusses blieb das Tier stehen, lief ein paar Schritte weiter, hielt wieder, und ich konnte eine zweite Aufnahme machen. Diesmal hatte das Geräusch meine Richtung verraten.“



Copyright in the U. S. A. by A. R. Dugmore

„Das Nashorn richtete sich gegen mich, und ich gestehe, daß ich mit etwas gemischten Gefühlen die Kassette wechselte.“

waren, fanden wir einen kleinen, fast ausgetrockneten Bach, dicht bewachsen mit hohen Binsen, offenbar ein herrlicher Versteck für die Tiere. Wir beschlossen, unser Heil zu versuchen. Mein Begleiter nahm die eine Seite, ich mit dem Kameraträger die andere. Die Leute folgten dicht hinter uns, möglichst viel Geschrei und Geräusch machend und Steine in das Dickicht werfend.

Bald bemerkten wir in dem Grase, wenige Meter vor uns eine Bewegung. Daß es ein Löwe war, schien außer Zweifel, in solcher Nähe war also kein Augenblick zu verlieren, denn ein Anspring des Tieres hätte für uns äußerst verhängnisvoll werden können. Die Leute, in ihrer höchsten Aufregung, baten mich zu schießen. An Photographieren war nicht zu denken, ich feuerte deshalb auf gut Glück in das sich bewegende Gras. Ohne jedes Anzeichen von einem Todeskampf trat sofort Ruhe ein. Noch war ich im Zweifel, was geschehen sei, da knackte es wieder im Grase und abermals gab ich einen Schuß auf den unsichtbaren Feind. Fast gleichzeitig mit meinem Schusse stob ein junger Löwe aus dem Dickicht, direkt auf meinen Begleiter zu. Große Freude, alles sprang zu, das junge Tier zu fangen. Es dauerte nicht lange, bis der widerspenstige kleine Wilde in unserer Macht war.

Wir wollten ihn am Leben erhalten, er wurde deshalb von unseren Leuten gefesselt. Während dem hatte ich die höchst peinliche Überraschung, einen riesigen Löwen und eine Löwin gerade auf uns zukommen zu sehen. Daß wir uns hier in höchster Gefahr befanden, war mehr als gewiß, denn das Fauchen unseres kleinen Gefangenen mußte mehrere hundert Meter weit zu hören sein. Fast alle Leute, in ihrem ersten Schreck, stoben mit mehr Eile als Würde auseinander, indes standen wir Jäger gebannt im Anblicke der

mächtigen Feinde, die uns bedrohten. Keiner von uns war vorher einem Löwen in der Wildnis begegnet, unsere Erregung mag wohl zu verstehen sein. Daß wir einem Angriffe hier entgehen konnten, schien uns unmöglich, so losten wir denn um den Schuß auf den Löwen. Eine komische Situation fürwahr, einen jungen wütenden Löwen an den Fesseln haltend und Lose ziehend um den Schuß, während der schwarzmähnige Wüstenkönig und seine hohe Gattin auf zweihundert Meter vor uns standen. Ich gewann das Los und überlegte, ob ich sofort schießen oder auf einen näheren Schuß warten sollte, da wandten sich plötzlich unsere Gegner und ergriffen schimpflich das Hasenpanier.

Es war mit Sicherheit anzunehmen, daß die Tiere zurückkehren würden, wir sahen uns deshalb nach einem Baume um, von dem wir gute Aussicht haben würden, einesteils zum Photographieren, anderenteils auch zum Schießen. Vom Boden aus wäre das Photographieren ohnehin bei dem hohen Grase, namentlich auf niedrig stehende Tiere wie Löwen, unmöglich gewesen. Das zappelnde Löwenkind wurde in die Nähe des erwählten Baumes gebracht, auf diese Weise hofften wir, daß sein Klagen die Eltern veranlassen würde, uns auf Kamera-Schußweite nahe zu kommen. Mein Kameraträger hatte gerade den Baum erklettert und ich reichte ihm die Instrumente herauf, als zu meiner Überraschung drei Löwen, nämlich der schwarzmähnige und zwei Löwinnen in Sicht kamen. Sie waren vielleicht 230 Meter entfernt. Während ich aber mich anschickte, die Telelinse einzusetzen, zogen sich unsere Gäste wieder zurück, um uns abermals eine Enttäuschung zu bereiten. Wahrscheinlich waren sie durch den Lärm unserer Leute, die sich um die noch vorhandenen Bäume stritten, verschreckt wor-

den. Zur Vermehrung des Unheils verwendete auch noch das Löwenjunge. Vermutlich hatte es sich selbst erwürgt. Unser Baum war etwa 70 Meter von der Stelle entfernt, wo wir das Junge gefunden hatten. In der Annahme, daß es besser sei noch näher zu sein, begab ich mich mit Gewehr und Kamera zu einem niederen Dornbusch oberhalb der Stelle, von wo aus ich geschossen hatte. Kaum war ich auf dem halben Wege, als mein Freund rief: „Hier kommt der Löwe!“ So geht's bei der Photojagd. Stundenlang wartet man und nichts zeigt sich, dann, genau, wenn man den Platz wechselt, wird man von dem langersehnten Tiere überrascht. Für mich gab es kein Verweilen, denn der Baum schien noch allzu weit entfernt. Schließlich erreichte ich ihn und hatte mir gerade meinen Aufstieg bis zu einem der unteren Zweige gebahnt, als ich auf etwa 70 Meter die beiden Löwinnen dicht beieinander erblickte. Ein guter Kugelschuß würde eine herrliche Dublette auf beide Blätter gegeben haben, ich widerstand aber der Versuchung, da ich annahm, daß der große Löwe dicht hinter ihnen sei.

Unter solchen Umständen glaubte ich auf eine Aufnahme des Löwen rechnen zu können, vielleicht auch auf einen Schuß, ebenso hätte mein Freund vielleicht eine oder gar zwei Löwinnen erlangen können. Drei Minuten betrachtete ich die herrlichen Tiere, gespannt, den Löwen aus dem nahen Busche hinter ihnen hervortreten zu sehen. Als die beiden ihre Köpfe wandten, glaubte ich, der Augenblick sei gekommen. Es war äußerst spannend, ich wünschte nur, daß weniger Zweige die Aussicht sperrten und daß ich etwas höher und aus den Dornen heraus wäre. Eineinhalb Meter vom Boden entfernt ist der Sicherheit etwas wenig. Ich hielt die Kamera auf die Löwinnen gerichtet, um sofort beim Erscheinen des

Löwen auszulösen, da sprangen sie, eh ich mich's versah, ins hohe Gras und waren verschwunden. Scheinbar war einer unserer Träger in Unkenntnis unserer Löwenjagd auf Honig ausgegangen. Zufällig kam er gerade zwischen dem Löwen und den Löwinnen durch und alle drei flüchteten. Weitere Zwischenfälle gab es an jenem Nachmittage nicht.

Wir fanden, daß meine Schüsse zwei junge Löwen getötet hatten, ein Mißgeschick, das unsere Aussichten, die Alten wiederzusehen, stark verringerte. Wären sie noch am Leben, so hätten die Eltern ihnen sicher Nahrung gebracht und wir würden zweifellos Gelegenheit zum Photographieren gehabt haben. Da wir nichts Besseres zu tun hatten, beschlossen wir, einen Teil der Nacht auf dem Baume zu verbringen, um zum Schusse zu kommen. Wir ließen uns deshalb gegen Abend etwas Proviant bringen. Müde und hungrig wie wir waren — hatten wir doch seit 6 Uhr früh nichts genossen — machten wir es uns schnell in unseren harten, dornigen Zweigen so bequem als möglich und verzehrten unser Mahl.

Wir hatten kaum begonnen, da sahen wir auch schon im schwachen Zwieliht den Löwen mit seiner Begleiterin wieder auf uns zukommen. Unglücklicherweise müssen sie auch schon unsere Bewegungen gesehen haben, denn in etwa 170 Meter Entfernung blieben sie stehen und rührten sich nicht von der Stelle, bis es dunkelte. Wir hörten sie dann durch das trockene Gras schreiten, immer nur wenige Schritte auf einmal, so langsam, daß unsere Geduld auf eine harte Probe gestellt wurde. Wir konnten nichts mehr sehen, es war eine mondlose, stockfinstere Nacht. In der Annahme, die großen Tiere besser unterscheiden zu können, wenn ich näher

am Boden wäre, stieg ich vorsichtig auf einen niederen nur $2\frac{1}{2}$ Meter vom Boden entfernten Ast. Die Löwen waren nicht weit entfernt, wir hörten ihr tiefes Knurren, als sie durch das Rohr schlichen. Vergebens mühte ich mich, in der Dunkelheit irgendetwas zu erkennen. Plötzlich fuhr ich zurück. Ein Stück Brot, das ich auf einen Ast gelegt hatte, als unsere Mahlzeit so plötzlich unterbrochen worden war, fiel neben mir herunter, als die Löwen in etwa 10—12 Meter Abstand vorbeischlichen. Das plötzliche Geräusch erschreckte mich so, daß ich beinahe von meinem Sitz gefallen wäre und verscheuchte natürlich auch die Löwen. Wir hörten sie durch die Binsen schreiten, hörten sie trinken, leider kamen sie uns aber nicht mehr nahe und wir erkannten mit Verdruß, daß wir die Löwen, die wir wohl gesehen hatten, weder photographieren noch schießen konnten und daß der außerordentlich ermüdende Tag uns keinerlei Beute gebracht hatte. Das Benehmen der Löwen hat mich sehr gewundert. Bei keinem Tiere fand ich noch eine solche Gleichgültigkeit gegen die Jungen, wie bei diesen Löwen. Ich konnte kaum glauben, daß sie nicht einen Versuch machen würden, ihr Kind aus der Gefangenschaft zu befreien, namentlich da sie doch seine Hilferufe gehört hatten.

Für eine längere Wache waren wir zu ermüdet, deshalb warteten wir nur noch bis der Mond aufging, um zum Lager zurückzukehren. Aber auch bei diesem Lichte fühlten wir uns nicht gerade sicher, denn es waren drei Löwen in der Nähe, die uns natürlich nicht besonders gewogen waren. In unserer erregten und ermüdeten Verfassung erschienen uns Sträucher, Steine und Ameisenhaufen in schreckhafter Größe, gar oft machten wir unsere Gewehre fertig, um uns vor Feinden zu schützen, die sich dann in

harmlose Schatten auflösten. Unser Lager erschien uns heute besonders freundlich und das Bett verlockender als je. Alle Löwen Afrikas hätten uns in dieser Nacht nicht stören können. Am nächsten Tage bauten wir uns einen Versteck mit Ausblick auf die Wasserstelle, an der wir die Löwen gehört hatten. Während der ganzen Nacht, die wir mit gespannter Aufmerksamkeit dort verbrachten, sahen und hörten wir aber nichts von ihnen. Unser einziger Besucher war eine gefleckte Hyäne, aber auch diese wartete nicht lange genug, um photographiert werden zu können. Da wir uns seit unserer Ankunft in der Pataebene fast ausschließlich der Bliglichtarbeit gewidmet hatten, blieb uns bisher wenig Gelegenheit, die Umgebung kennen zu lernen. Wir machten uns deshalb eines Tages auf den Weg, ich in einer Richtung, mein Freund in einer anderen. Mehrere Stunden hindurch sah ich nichts als einige Rudel Impala und Hartebeest und frische Fährten von Büffeln. Das Land nordwestlich der Ebene war ziemlich abwechslungsreich mit vielen ausgetrockneten Wasserläufen. Einzelne Dornenbäume unterbrachen die Einförmigkeit des Landes; längs der Bäche standen die Bäume in Blüte und verbreiteten erfrischenden Wohlgeruch. Schwärme von Bienen sammelten geschäftig süßen Honig. Hier und da sah man Walamba-Bienenkörbe in den Bäumen hängen, einfach hohle Baumstümpfe, die an beiden Enden nur unvollständig geschlossen waren. Vermutlich suchen die Walamba zu bestimmten Zeiten diese Gegend auf, um Honig einzusammeln, wir sahen während unseres Aufenthaltes allerdings nichts von den Eingeborenen selbst.

In Nairobi hatte man uns gesagt, daß wir in der Pataebene ziemlich viele Nashörner finden würden. Offenbar waren

wir nicht zur rechten Jahreszeit dort, denn bis dahin hatten wir nur ein einziges gesehen. Ich hatte es schon beinahe aufgegeben, diesen Dickhäutern zu begegnen, war deshalb ziemlich überrascht, auf ein starkes Nashorn zu stoßen, das schläfrig im Schatten eines Baumes stand. Wir hatten zufällig Gegenwind, wurden daher nicht sofort entdeckt. Für eine Aufnahme schien diese Gelegenheit sehr günstig, so vertauschte ich kurz entschlossen das Gewehr mit der Kamera und behielt meinen Träger dicht bei mir, denn im Falle eines Angriffes mußte ich sofort schußbereit sein. Wir wandten uns gegen das Tier, das inzwischen auch schon argwöhnisch geworden war. Welche Überraschung bot sich mir: statt eines standen plötzlich fünf Stück vor uns. (Diese Erfahrung stimmt übrigens mit der Aussage eines bekannten Jagdschriftstellers nicht überein, nach der niemals mehr als vier Rhinoceros zusammen anzutreffen sein sollen.) Dieser Anblick war etwas verwirrend für mich, denn ich hatte nur eine 275kalibrige (= 7 mm) Büchse bei mir, die wohl für gewöhnliches Weidwerk stark genug ist, einem angreifenden Rhinoceros gegenüber aber nicht ausreicht. Während ich noch überlegte, was zu tun sei, wurde unser großer Freund ziemlich unruhig und gab den vier schlafenden Genossen zu verstehen, daß etwas um sie vorgehe. Sogleich erhoben sich alle und liefen herum, um zu entdecken, woher ihnen Gefahr drohe. Ein überaus komischer Anblick war es, wie die ungeschlachteten Tiere alle zusammenkamen und sich die Nasen rieben. In ihrem Kriegsrat beschloßen sie, das stärkste Tier auf die Suche zu schicken. Dieses war eines der besten Exemplare, das ich bis dahin gesehen, obgleich die Hörner nicht besonders groß waren. Seine Haut war tadellos rein und glatt, völlig frei von Narben und Fehlern. An-

statt direkt auf uns zugusteuern, wandte es sich seitwärts, so daß ich mich vorsichtig auf etwa 35 Meter nähern konnte. So erhielt ich eine gute volle Seitenaufnahme. Beim Geräusch des Verschlusses blieb das Tier stehen, lief ein paar Schritte weiter, hielt wieder und ich konnte eine zweite Aufnahme machen. Dieses Mal hatte das Geräusch die Richtung verraten. Das Nashorn richtete sich gegen mich und ich gestehe, daß ich mit etwas gemischten Gefühlen die Kassette wechselte, das argwöhnische Tier stets im Auge behaltend. Wenn es mich annehmen würde, würden die anderen sicher seinem Beispiele folgen. Unser Heil konnten wir unter solchen Umständen nur im Erklettern eines Baumes suchen; nach einer weiteren Aufnahme brachte ich mich daher so schnell als möglich in Sicherheit. Hier oben wurde es mir etwas wohler, so daß ich mit Ruhe das Teleobjektiv gegen die Nahlinse vertauschte, um für eine neue Aufnahme fertig zu sein. Minutenlang kreuzten sich unsere Blicke bis mir das Warten unbequem wurde. Ich beschloß, mich weiter anzupirschen. Bis auf 25 Meter ließ das Tier mich herankommen, mehr litt es nicht und zog sich zu den anderen zurück. Hierauf räumten sie sämtlich das Feld, mich erleichtert aber auch erstaunt über ihr Benehmen, zurücklassend.

Man empfindet es immer wieder als einen Trost, daß die Tiere beinahe blind sind, denn könnten sie so gut sehen, wie sie hören und riechen, so wären sie ungeheuer gefährlich. Alles was weiter als 150 Meter entfernt ist, kann ihr Auge nicht erreichen. Um so schärfer ist ihr Geruchssinn und ebenso ihr Gehör. Wie schon früher gesagt, haben die Tiere außer dem Menschen kaum einen Feind, brauchen deshalb ihre Sinne nur wenig. Werden sie durch irgendetwas gestört oder beunruhigt, so gehen sie in ungestümer

und ungeschickter Weise vor. Die Schnelligkeit, die die plump aussehenden Tiere sowohl im Laufen als im Wenden dann erreichen können, ist unglaublich. Beim Angriff mangelt ihnen gewöhnlich die Ausdauer — ganz anders als z. B. beim Büffel — und wenn sie das erstemal ihr Ziel verfehlen, lassen sie meist davon ab. Oft sind ihre Angriffe nur scheinbare. Sie hören, riechen, sehen etwas und betrachten es nur zur Befriedigung ihrer Neugier. In solchen Fällen traben sie. Wenn sie aber gereizt sind, galoppieren sie mit erhobenen Schwanze an. Dies ist wenigstens meine Erfahrung, obgleich man immer sagt, daß sie niemals galoppieren, außer wenn sie verwundet sind. Wie einem Angriffe auszuweichen ist, darüber läßt sich streiten. Meinerseits möchte ich zum Seitensprunge nicht raten. Von anderer Seite ist solches Ausweichen sogar als praktisch unmöglich erklärt worden. Dennoch habe ich gesehen, wie dieses Ausweichen mit vollem Erfolge ausgeführt wurde. Es erfordert natürlich kaltes Blut und günstige Umstände. Keine Bewegung darf man machen, bis das Tier zwei oder höchstens $2\frac{1}{2}$ Meter heran ist, dann kann ein plötzlicher Sprung zur Seite erfolgreich sein. Springt man zu zeitig, so kann das Tier noch wenden. Von größter Wichtigkeit ist die Beschaffenheit des Bodens. An vielen Stellen ist dieser mit Löchern durchsetzt, in ein solches zu fallen, wäre in jedem Falle verhängnisvoll. Mehreren Feinden gegenüber ist das Zur-Seite-springen unbedingt unklug; Schießen ist dann viel sicherer. Es ist eigentümlich, daß das Rhinoceros trotz seiner Stärke leicht zu behandeln ist, ich glaube indes, daß man es nur selten tödlich zu treffen braucht, denn in den meisten Fällen macht schon ein leichter Schuß auf Schulter oder Nase das Tier flüchtig. Ein gut gezieltes Vollgeschosß von ungefähr 450 K-

über (— 11,4 mm) wird stets tödlich sein, während ein leichtes Geschosß gleichen Kalibers das Tier gewöhnlich in die Flucht treibt. Wir haben sogar Rehposten aus einer 12kalibrigen Schrotflinte mit Erfolg angewendet, indes kann man sich nicht darauf verlassen, wie wir bei unserem letzten Abenteuer am Olgerei erfahren haben.

1